

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 1

Artikel: Schicksal in 10 Minuten [Fortsetzung]
Autor: Donny, Käthe
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633899>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

im Berner Oberland erschliesst ein neues Skigebiet

Der Neuland suchende Skitourist wird diesen Winter erstmals Gelegenheit haben, ein bisher unberührtes großes Gebiet als Ausgangspunkt für prächtige Abfahrten, interessante Uebergänge und ausgedehnte Hochtouren zu betreten: Die diesen Sommer erstellte und zur Zeit einzige Schwebebahn im Berner Oberland — in ihrer Anlage und ihren Sicherheitsvorrichtungen die modernste in der Schweiz — bringt ihn aus dem Talhintergrund von Adelsboden, 1360 m, in 5 Minuten um ca. 600 m höher auf die herrlich gelegene Engstligenalp, 1940 m.

Die erste Schwebebahn im Berner Oberland war eigentlich der 1908 eröffnete, bis 1914 betriebene und dann von der Jungfrauabahn angekaufte Wetterhornaufzug beim oberen Grindelwaldgletscher; als besonders für den Skisport gedachtes Verkehrsmittel darf jedoch die Schwebebahn Engstligenalp als die erste einer neuen Ära im Berner Oberland bezeichnet werden.

Die Fahrt mit dieser 1208 m langen, eine Steigung von 40—65 % überwindenden Schwebebahn ist ein Erlebnis: in einer Höhe von bis zu 200 m über den Gipfeln der verschneiten Bergrücken schwebt der Skifahrer in einer der beiden — je 4 Personen fassenden — Kabinen über die Baumgrenze hinauf dem Rande des gewaltigen Felsabsturzes zu, hinter dem sich das halbkreisförmig von Fizer, Rotstock, Ammertengrat, Wildstrubel, Steahorn, Tierhörli, Rindbettihorn, Enastligengrat, Tschingelochthorn und Großlohner begrenzte Plateau der hochgelegenen Engstligenalp ausdehnt. Der Weg auf die Engstligenalp war bisher im Winter so mühsam, daß kaum jemand dieses schneefichere Gebiet aufsuchte; heute wird es statt in einem 2—3 Stunden erfordernden schwierigen Aufstieg in 5 Minuten erreicht. Von Adelsboden-Dorf bis zur Talstation Birg — zu Fuß ca. 1 Stunde — sollen Pferdeschlitten, später Autokurse eingeführt werden.

Das Skiaelände der Engstligenalp — wo man in zwei einfachen Gaitthäusern gute Unterkunft findet — eignet sich sowohl für den Anfänger wie für den routinierten Fahrer. Als Abfahrten sind zu erwähnen: Engstligengrat, Tschingelochthorn, Tierhörli, Wildstrubel, Ammertengrat. Als Ueberwege: Enastligengrat-Meschinental-Randersteg, leicht und dankbar, ca. 3 Stunden; Rote Kumm-Gemmi, 4 Stunden. Als Hochtouren: Wildstrubel-Gemmi oder Blaine morte-Montana-Vermala, 6—7 Stunden, oder Fortsetzung auf Wildhorn; Wildstrubel-Steahorn-Meschinental-Randersteg.

Auch dem Sommertouristen wird die durch private Initiative zustandegekommene Schwebebahn große Erleichterungen bringen, Rote Kumm-Gemmi, Ammertengrat-Genf, Wildstrubel, Großlohner.

Schicksal in 10 Minuten

Roman von Käthe Donny

„Fräulein Hierzel“, bat Geninde ernst, „an sich wäre das natürlich nichts. Und doch — im Zusammenhang mit dem Ganzen und dem, was man Becker vorwirft —“

„Also, Sie glauben auch nicht, daß er es getan hat?“

„Sonst würde ich ihn nicht verteidigen, Fräulein Hierzel.“

„Oh, das ist gut, das ist gut“, sie atmet auf, wie erlöst.

„Ich dachte schon —“

„Was dachten Sie, Fräulein Hierzel?“

„Oh, nichts“, sie war verwirrt, „es ist doch kein schönes Gefühl, jemanden gekannt zu haben, der so etwas tun konnte.“

Sie sah vor sich hin, es war noch mehr hinter ihren Worten. Sie mußte nicht, wie ihre plötzlich verdunkelte Miene sie

verriet. Geninde schaute sie an, grübelnd, als wollte er aus ihrer Seele herausholen, was sie zurückhielt.

„Wollen Sie mir nicht doch helfen, Fräulein Hierzel? Sehen Sie, es steht schlecht um Becker.“

„Aber Sie sagen doch selbst, daß er unschuldig ist.“

Sie sprach wie ein Kind, das froh ist über einen Ausweg.

„Daß ich es sage, genügt nicht. Der Gerichtshof muß es sagen. Und er ist von Beckers Schuld überzeugt. Ich muß also mit einer sehr schwierigen Verteidigung rechnen. Ich muß dem Gericht ein plastisches Bild von Beckers Charakter vorführen. Dazu muß ich in seine Jugend zurückgehen. Es ist niemand da, der sonst über ihn ausagen könnte. Den Vater hat er kaum gekannt, die Mutter ist längst tot. Verwandte sind nicht da, wenn Sie mir nicht helfen, Fräulein Hierzel —“

Er sah, der abwehrende Trotz blieb auf dem Mädchengesicht.

Da stieß er zu:

„Fräulein Hierzel, wenn ich das Gericht nicht gefühlsmäßig für mich gewinne, ist es bei den fehlenden Beweisen der Schuldlosigkeit um Becker geschehen. Also was war zwischen Ihnen und Becker? Es geht für Becker um Leben oder Tod.“

Sie schrak heftig zusammen. Das mit dem Leben oder Tod hätte er nicht sagen sollen. Nun konnte sie noch weniger sprechen. Gerade zu ihm nicht. Sie wollte nicht mehr zurückdenken.

„Es ist nichts weiter gewesen.“

Es klang verstoßt. Geninde seufzte auf, wie sie es sagte, fühlte er, es war im Augenblick zwecklos. Er kam hier nicht weiter. — — —

Geninde und Mintheffer verbrachten den Abend dieses Tages gemeinsam. Sie saßen oben in einem Restaurant am Berge, die Stadt lag mit ihren Lichtern in einem feuchtwarmen Dunste unter ihnen. Gegenüber die Hänge zeichneten sich ungewiß vor einem matten Nachthimmel.

Thomas Mintheffer wies auf die Berghänge gegenüber der Saale.

„Seit ich Sie hier gesprochen habe, Herr Geninde, ist all das um Annettes Tod so fern gerückt. Ich sehe immer wieder die Bonner Zeit vor mir, die Abende auf der Terrasse Ihres Hauses, ehe die ganze Verwirrung kam. Als es zwischen uns noch alles klar war. Ich muß es Ihnen einmal sagen, Herr Geninde. Ich möchte mich nicht freisprechen. Aber, wer überhaupt fühlend war, der mußte Annette lieben. Sie war wie eine Leuchte, zu der jeder strebte, man wußte nicht, was man mehr liebte: ihre Schönheit oder ihren Geist oder ihre Menschlichkeit.“

Geninde nickte nur. Es war ein schwermütiges Nicken. Da saß nun der andere, brachte ihm das ganze Wesen Annettes wie in einem Zauberspiel nahe. Mintheffer hatte Annette geliebt. Vielleicht klarer geliebt als er, der eigene Mann, der so oft an ihr vorbei gegangen war.

Die letzte Bitterkeit in Geninde gegen Mintheffer löste sich in Wehmut. Er sah empor, über dem leichten Nebel vom Tale aufsteigend, standen die Sterne sehr klar. In ihre Höhe drang der verschleierte Dunst nicht. Es war wie eine Aufforderung, sich durchzukämpfen, zu verzeihen.

„Ich würde Ihnen gern einmal beweisen, daß ich in der Zeit weitergekommen bin“, sagte Mintheffer plötzlich in das Schweigen, „mögen Sie nicht bis morgen bleiben? Ich habe das große Sinfoniekonzert, wir spielen die Fünfte von Beethoven. Ich weiß, wie sehr Sie die liebten. Es wäre schön für mich, Sie unter den Zuhörern zu wissen.“

Am dem Abend, an dem Geninde nach Riffingen fuhr, gegen elf Uhr, unternahm der Untersuchungsgefangene Erich Becker in der Landesirrenanstalt einen Selbstmordversuch.

Außerer Dobbicke sah ganz gegen die Notwendigkeit noch einmal durch das Guckloch. Becker war ihm besonders unheimlich. Hätte er getobt, gelärmt, den wilden Mann gespielt, ihn hätte das nicht aufgeregt. Dergleichen Szenen war er gewohnt. Aber Beckers apathische Gleichgültigkeit beunruhigte ihn — noch zumal ihm der Gedanke, es mit einem Mörder zu tun zu haben ein seltsames Gefühl einflößte.

Der Wächter Dobbicke sah also durch das winzige Guckloch

der Zellentür, das den Untersuchungsgefangenen bei Tag und Nacht den Blicken der Beamten preisgab.

„Da haben wir die Schweinerei!“, sagte er.

Er konnte gar nicht schnell genug mit dem Schlüsselbund die Zellentür aufbekommen. Schon wie er die Tür öffnete, quoll ihm das Stöhnen entgegen. Becker lag zusammengekrümmt auf der schmalen Bettstelle. Der Wächter Dobbick setzte die Signalpfeife an den Mund. Gleich war der Korridor erfüllt von lärmenden Schritten. Die anderen Aufseher stürzten herzu. Die Sanitätswache, alarmiert, rannte mit der Tragbahre. Man telephonierte nach dem diensthabenden Lazarettarzt. Als Becker, dessen Körper sich noch immer in diesen furchtbaren Würgekrämpfen zusammenzog, in die Krankenstube eingeliefert wurde, stand der Arzt schon mit dem Magenausheberungsapparat da.

„Weiß der Teufel, wo die Kerls immer das Gift verstecken?“, meinte Dr. Lohner, aber natürlich — er war ja Apotheker, da ist es kein Wunder. Trotzdem — wir kriegen ihn schon wieder in Ordnung. Halten Sie mal den Schlauch fest, Dobbick!“

Sabine Reinow erfuhr am anderen Tage durch ihren Vater von Beckers Selbstmordversuch. Ihr erster Gedanke war: Geninde! Da war er nun fortgereist — sie hatte es erfahren — und gerade zu diesem Zeitpunkt machte Becker diesen Selbstmordversuch. Allen mußte er ja als Eingeständnis seiner Schuld erscheinen. Für Geninde ein großer Schlag! Wenn sie doch einmal den Becker mit eigenen Augen sehen könnte. Ihr intuitives Gefühl hatte sie in ihrem Berufe immer richtig geführt. Vielleicht würde sie es auch Becker gegenüber leiten. Vielleicht würde sie sogar mehr sehen, als der Vater und Geninde. Das Unmittelbare, vielleicht würde es in ihr sprechen.

Es war beinahe wie eine Schicksalsfügung, daß Becker seit Tagen in der Irrenanstalt zur Beobachtung war. Das war ein Weg. Da konnte sie heran. Sie kannte ja die Landesirrenanstalt. Sie hatte oft mit Doktor Stolz, dem Chef, zu tun. Eine von ihren Schülern, eine jugendliche Labendiebin, war eben dort hin überwiesen worden unter dem Verdacht von Irresein. Obnehin hätte sie in diesen Tagen einmal anfragen müssen. Nun konnte sie das am Montag persönlich machen.

Dieser Montag war ein grauer Tag. Sabine mußte eine halbe Stunde mit der Elektrischen fahren. Die Endhaltestelle der Bahn lag gegenüber der Anstalt. Regen fiel, als sie ankam. Es roch nach Erde und feuchten Steinen. Wie Trauer ging es von den toten Gleisen aus.

Es war Sabine nicht schwer, die Einwilligung Dr. Stolzes zu erhalten.

„Natürlich, Fräulein Reinow, Sie können zu Becker. Er ist ruhig, nur sehr apathisch. Vielleicht sehr günstig, wenn er etwas anderes sieht, als uns hier. Das wirkt manchmal auffellend. Wenn er sprechen sollte, — bisher war er völlig stumm, — dann berichten Sie mir bitte. Warten Sie, ich komme mit, ich muß ohne hin in die Männerabteilung. Dort werde ich dem Wärter Bescheid sagen.“

Sabine erschrak bei Beckers Anblick. Sie hatte sich nach den Reitunasbildern eine Vorstellung von ihm zu machen versucht. Aber dieser Mensch hier mit seinem abgemagerten unnatürlich bleichen Gesicht wirkte nicht wie ein lebendiger Mensch. Er sah eigentümlich gelb aus. Die Augen hatten etwas Totes.

Als sie hereinkam, unangemeldet, war kaum Verwundung, nicht einmal Frage in seinem Gesicht. Er schien nichts Neues mehr in sich aufnehmen zu können.

Sabine war plötzlich hilflos. Wie sollte man an diesen apathischen Menschen herankommen? Ohne lange zu überlegen, sagte sie:

„Ich komme von Herrn Rechtsanwalt Geninde, Herr Becker, kann ich etwas für Sie tun?“

Becker machte mutlos eine unbestimmte Handbewegung.

„So geht das nicht, Herr Becker. Sie dürfen sich nicht aufgeben.“

Becker schien etwas hinwerfen zu wollen. Aber Sabine sprach weiter. Man mußte diesen Menschen jetzt mit Wort und Ueberzeugung von dem toten Punkt fortstoßen.

„Haben Sie denn gar nicht daran gedacht, was Rechtsanwalt Geninde für einen Kampf um Ihre Willen kämpft? Wenn Sie nicht aushalten und ihm gleichsam in den Rücken fallen, wie soll er dann Ihre Sache zu Ende führen?“

Becker lächelte. Sabine meinte, noch niemals ein Lächeln gesehen zu haben, das so unheimlich war.

„Zu Ende? Ist ja schon zu Ende.“

„Aber nehmen Sie sich doch zusammen, Herr Becker. Was ist zu Ende? Nichts. Es ist genau so, wie es vor der Abreise Herrn Genindes war. Es sind schwere Verdachtsmomente gegen Sie“, hier zuckte Becker zusammen, Sabine fuhr schnell fort, „aber sie sind nicht stärker als vorher. Sie haben doch in den ersten Tagen Ihrer Inhaftierung für Ihre Unschuld gekämpft. Wollen Sie nun die Flinte ins Korn werfen? Es ist wahr, es hat sich noch nichts zum Guten verändert. Aber doch auch nichts zum Schlechten.“

Da hob Becker zum ersten Mal die Augen ganz. Es wehte Sabine kalt an. Was lag in diesem aufflammenden Blick? Er zerriß das matte zerstörte Gesicht, wie ein greller Blick eine matte Ebene erhellt. Die Züge wurden jäh von dunkler Röte überglommen. Das Mal schien körperlich Hitze auszustrahlen.

„Gehen Sie, gehen Sie!“

Das war nicht mehr Beckers Stimme. Das war eine fremde, untergründige, die diese Worte knirschte, voll unterdrückter Wut. Und dann schrie er! „Gehen Sie, lassen Sie mich in Frieden, in Frieden!“

Sabine, hochgerissen von einer unerklärlichen Angst, wich zurück. Der Wärter Schmitz draußen öffnete auf das laute Schreien Beckers schnell die Tür.

Becker saß schon wieder zusammengefunken auf dem Bett. Er hatte den Kopf in die Hände gestützt. Keine Regung mehr zeigte seine Aufregung. Sabine schien für ihn nicht mehr vorhanden zu sein. Sabine empfand einen mit Abscheu gemischten Schrecken wie noch nie im Leben.

Ihre Augen sahen nach innen, als wollten sie das Bild des Gefangenen noch einmal in sich erstehen lassen, aber nicht sanft und apathisch. Vielmehr in der unheimlichen Wildheit jenes Ausbruches von vorhin. Nun sah sie es wieder, die dunkelrote Röte auf dem bleichen Gesicht, die flammenden Augen starr auf sich gerichtet.

„Oh, mein Gott“, flüsterte sie, ohne es zu wissen, vor sich hin. Dann schwieg sie. Aber in ihr war der Gedanke lebendig, der entsetzliche Gedanke:

„Wie, wenn dieser Becker doch schuldig wäre? — — —“

7. Kapitel.

In den ersten Tagen seiner Rückkehr aus Riffingen war Geninde niedergeschlagen. Lauter ungünstige Nachrichten hatten ihn empfangen. Beckers Selbstmordversuch — der Chefarzt der Irrenanstalt hatte Beckers volle Zurechnungsfähigkeit bestätigt — und außerdem war da noch die Sache mit dem geheimnisvollen Wächter.

Die letzte Hoffnung Beckers, daß dieser Wächter im Elektrizitätswerk ausfindig gemacht würde, war endgültig gescheitert.

Der genaue Ermittlungsbericht hatte ergeben, daß der Wächter vom Dienst an dem fraglichen Abend krankheitshalber beurlaubt war. Sein Vertreter war ganz das Gegenteil von dem Manne, wie ihn Becker geschildert hatte. Er war weder groß noch dunkelhaarig, vielmehr klein und stämmig. Auch hatte er eine Glase.

Außerdem wies die Steduhr am Werk klar aus, daß dieser Ersahmann um zehn Uhr zwanzig im Inneren des Werkgebäudes gewesen war.

Geninde mußte es aufgeben, auf einen Freispruch zu hoffen. Selbst mildernde Umstände waren kaum zu erwarten. Die Beweiskette war zu lückenlos geschlossen.

Dies alles lastete schwer auf ihm. Wäre er nicht von Beckers Unschuld überzeugt gewesen, hätte er diese Fehlschläge leicht ertragen. So aber litt er sehr darunter.

Dazu kam dieses Zusammentreffen mit Sabine Reinow. Es war vor dem Gebäude des Landgerichtes — und er hatte sie bisher nur flüchtig gesehen. Sie holte wohl wieder einmal den Vater vom Gericht ab. Aber ehe er sie noch hätte sprechen können, war sie mit einem schnellen wie erschrockenen Gruß im Inneren des Gebäudes verschwunden. Nun doch betroffen, schaute er ihrer schmalen, immer wie federnden Gestalt nach. Nun trennte sich auch der letzte Mensch von ihm, der hier in dieser einsamen Stadt für ihn fühlte!

Er konnte ja nicht wissen, warum Sabine vor ihm floh, warum sie ein Zusammentreffen mit ihm fürchtete. Das sah ja aus wie ein absichtliches Ausweichen? Vielleicht hatte er sie doch bei ihrem letzten Zusammensein sehr verletzt. Fortsetzung folgt.

Weltwochenschau

Altes Lied zum neuen Jahr

Von Januar bis November 1937 haben wir in der Schweiz 974 Konkurse und 301 Nachlaßverfahren gezählt. Im vorangegangenen Jahre, ebenfalls in 11 Monaten (darunter 2 nach der Abwertung) waren es 1416 Konkurse und 392 Nachlaßverträge. Nimmt man an, der Umschwung nach dem 26. September habe schon für das Ende des Jahres die Situation verbessert, verschieben sich die Zahlen noch mehr. Aber lassen wir diese Verschiebung beiseite und stellen die prozentuale Verbesserung fest: Statt 100 ergibt es noch 69 Konkurse, und statt 100 noch 77 Nachlaßverträge. Will jemand aus dem geringern Zurückgehen der Nachlässe einen Schluß ziehen, dann den, daß die Nachlaß-Unwürdigen eben vor beendeter Krise in verhältnismäßig geringerem Umfang vorhanden waren als nachher. Aber das sind Nebensachen.

Der von den Verfechtern aktiver Wirtschaftspolitik, und zwar der „Aufbaupolitik“, vertretene Satz, daß man bei auch nur unerheblicher Preishausse besser wirtschaften könne, ist nun bald ein altes Lied geworden. Aber da man um die Jahreswende gern alte Lieder singt, möchten wir es hiemit anstimmen! Unsere Strophe lautet: 1937 ließ sich offenbar leichter wirtschaften als 1936, das beweist die gesunkene Zahl der Gestage und der „Affordierungen“. Und das laufende Jahr stand eben im Zeichen einer leichten Preishausse, während das vorangegangene bis zum Tage der Abwertung andauernd unter Preisdruck dahinkroch . . . von Woche zu Woche, ohne Aussicht auf Wendung! Schade nur, daß die Menschen so rasch vergessen, sonst müßte man sie am Radio auffordern, eine Viertelstunde darüber nachzudenken, wie sie in Sorgen ihren Geschäften nachgegangen, bevor der neue Impuls eingeseht . . . eben damals, Anfang Oktober vor einem guten Jahre! Und dann ein wenig mit jetzt zu vergleichen.

Auch unsere Landesväter müßten zu einer derartigen stillen Viertelstunde eingeladen werden. Sie müßten an die allmonatlichen verbesserten Post-, Telephon- und Eisenbahnresultate denken, die den Budgetorgen in Bund und Kanton den bittersten Stachel genommen und beinahe irreparable Situationen verschiedener Rassen wieder zu heilbaren verwandelt haben.

Und dann müßte man allen, privaten und amtlichen Schweizern eine Frage stellen: Nicht wahr, es kam doch gut, wider Erwarten gut? Es lohnte sich, einmal das überwertete Geld, und nicht die Waren weiter zu entwerten? Ließe sich daraus nicht allerhand lernen? Ist es am Ende weniger an den angeblichen politischen Staatsfeinden als an fehlerhaftem wirtschaftlichem Denken gelegen, daß wir nicht zur Ruhe kommen? Es geht noch lange nicht allen Schweizern gut . . . ließe sich nicht im Sinne programmatischen Wirtschaftsaufbaus nicht noch allerhand vorsehren, damit es weitem Mitbürgern besser gehe?

Umsonst sollten wir die für viele recht überraschende gute Auswirkung jenes angeblichen Landesunglücks nicht erlebt haben . . .

Teruel

Es läßt sich heute noch nicht beurteilen, was die Eroberung Teruels durch die spanischen Republikaner für Folgen haben wird, oder was wir darin für ein Symbol zu erblicken haben. Ist es die Wendung im Bürgerkrieg? Oder eine bloße Episode vor dem großen Sturm, den Franco und seine italienischen und deutschen Mitarbeiter mit aller Sorgfalt vorbereiten? Im einen Falle müßte sie als ein Signal der Wendung in Gesamteuropa aufgefaßt werden: Die Demokratien würden erkennen, daß auch sie Widerstandskräfte entwickeln. Disziplin einführen und verstärken und schließlich siegen können, wie groß auch die Macht der militärischen Diktaturen sei, und die Diktatoren würden sich sagen müssen, daß sie mit allem, nur nicht mit dem Freiheitsbedürfnis des Menschen gerechnet, und daß dieses Bedürfnis aus Anarchisten und Bluträchern ohne Ordnung Nationen zu formen imstande sei, an deren Willen sich Großmächte die Zähne ausbeißten. Im andern Fall aber? Ausloser Sieg, der die Endniederlage nicht aufhält, und die Folge: Tiefste Entmutigung, weil alles vergeblich gewesen.

Die zehntägige Schlacht um Teruel zeigt uns und den Spaniern die ganze Furchtbarkeit der Lage, in die wir geraten, sobald Krieg oder Bürgerkrieg über uns kommen. Der „totale“ Krieg von heute macht die städtischen Häuserblöcke zu den begehrtesten Punkten militärischer Verteidigung. Halb zusammengebrochene Verwaltungsgebäude, alte Burgen, steile Gassen sind schwerer zu nehmen als richtige Forts, falls nur genügend Maschinengewehre und Munition vorhanden sind und einige Aeroplane für den Nachschub sorgen. Ruinen . . . die idealen Schützengräben. Kellerlöcher, die vorbildlichen Nester für Flammenfeuer! Und je zerklüfteter eine Gasse, desto unmöglicher, vorwärts zu kommen. Seit einem Jahre hält der Keil Francos in der Madrider Universitätsstadt, fast so lange hielt Oviedo aus, der Alcazar von Toledo war nicht zu nehmen, und die vier Gebäudekomplexe in Teruel, die nach dem Fall der Vorwerke und der Stadt selbst weiter verteidigt wurden, ließen bei den Faschisten die Hoffnung aufkommen, es werde ein zweiter Alcazar daraus entstehen.

Welche Vorstellung, daß die siegende Partei in Spanien, welche es auch sein möge, Stadt um Stadt, Städtchen um Städtchen im blutigen Straßenkampf niederzwingen müsse! Die Ausfichten wären nicht faßbar. Jahrzehnte scheußlicher Dramen stünden vor uns . . . wer möchte sie miterleben! Und dann die Aussicht, daß die bisherigen Zuschauer des Dramas sich selbst in Spieler verwandeln sollten, in Frankreich zuerst, und dann weiter in Europa . . . !

Merkwürdige Einzelheiten über die Eroberung Teruels sind bekannt geworden. Die Bevölkerung, mehrheitlich katholisch-reaktionär gesinnt, zum kleinsten Teil liberal, kaum berührt von roten Einflüssen, hat trotzdem ein schreckliches Blutopfer erlebt. Mindestens 2½ Tausend von 14,000 Einwohnern, der ganze republikanisch gesinnte Teil, wurden von den Rebellen vor mehr als einem Jahr massakriert. Wenn das in allen von Franco besetzten Städten so zugegangen, dann ergibt sich ein wahrhaft entsetzliches Bild. Es stimmt, daß auch die Gegenpartei in Madrid und Barcelona allerlei verübte, und auch im Norden und in Malaga arbeiteten wilde Kriegsgerichte. Die Folge der furchterlichen Terrorherrschaft: Alle Einwohner von Teruel fürchteten für ihr Leben, bekannten nachher, daß sie auf Massenfürsicherungen gefaßt gewesen. Und die Verteidiger der Häuserblöcke, die sich ergeben mußten, kamen mit verzerrten Gesichtern heraus, überzeugt, nun sofort an die Mauer gestellt zu werden. Da keiner erschossen wurde, Aufatmen aus grauenhaftem Druck und noch halb verzweifelter, wildes Aufschreien: „Es lebe die Republik!“ So berichten Augenzeugen in der „Nat. Ztg.“

Würden diese Einzelheiten in Franco Spanien bekannt, sie müßten eine unheimliche Wirkung ausüben. Jedoch die Zensur ist dicht, und die Sender von Sevilla und Salamanca werden eher das Gegenteil des Geschehenen behaupten. Und sei es nur, um die Bevölkerung im Durchhaltewillen zu bestärken.